

Der Schauspieldirektor

Autor(en): **Kramer, Tim / Gugger, Flori**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 153

PDF erstellt am: **12.07.2024**

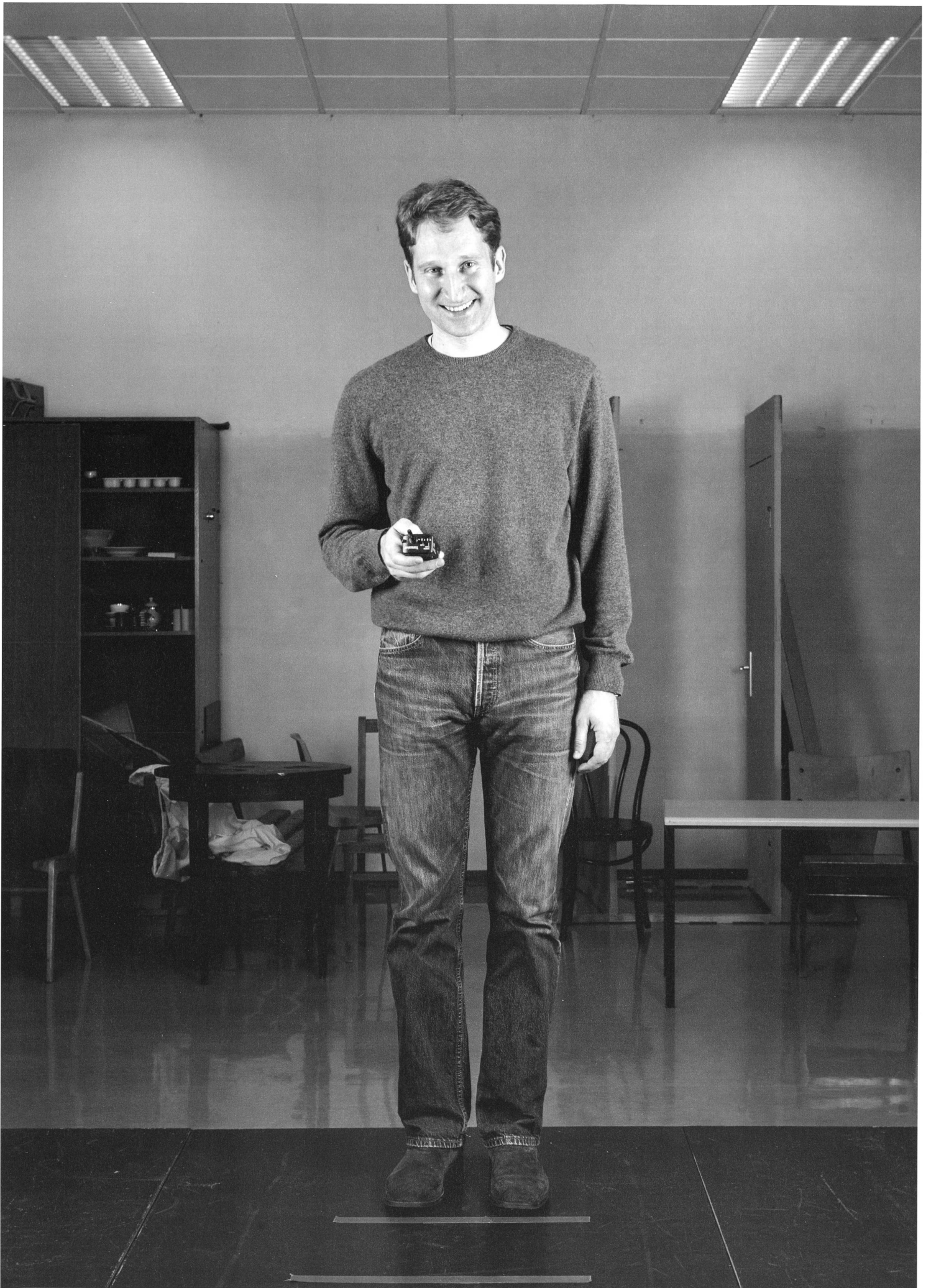
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Tim Kramer inszeniert sich selbst: «Mehr als eine Minute, in der nichts passiert, gibt es im Theater nicht.»

DER **Tim Kramer** SCHHAUSPIEL- DIREKTOR

Tim Kramer arbeitet zur Zeit in Wien. Ab der Spielzeit 2007/08 ist er Schauspieldirektor am Theater St.Gallen. Der Deutsche will mit seinem Programm ein neues Publikum anlocken und die bisherigen Ansprüche weiterhin erfüllen.

➤ Tim Kramer wurde 1966 in Berlin geboren. Er lernte klassisches Ballett an der John-Cranko-Schule in Stuttgart und studierte danach Schauspiel am Max-Reinhardt-Seminar in Wien. Als Schauspieler arbeitete er unter anderem mehrere Jahre am Burgtheater Wien unter Claus Peymann. Weitere Engagements als Schauspieler führten ihn zu den Salzburger Festspielen, an das Pfalztheater Kaiserslautern, das Volkstheater Wien und an das Schauspielhaus Wien. Tim Kramer ist seit zwei Jahren Leiter des Studiengangs Schauspiel am Konservatorium Wien.

von **Flori Gugger**

Herr Kramer, weshalb geht man überhaupt ins Theater?

Die grosse Frage gleich zuerst! Für mich ist es das Grösste, wenn Theater den Raum schafft für Begegnungen zwischen Publikum und Bühne. Das Theater ist heute neben Kirche und Politik einer der wenigen Orte, wo die Menschen zusammenkommen.

Wie politisch soll denn Theater sein?

Ich glaube, dass Theater immer politisch ist, weil es gewisse gesellschaftspolitische Themen behandelt und bespricht. Aber auf eine andere Art als die Politik. Man kann die Mittel aus der Politik oder der Religion benutzen, aber der extreme Ausschlag in eine der beiden Richtungen ist gefährlich. Das Ziel ist immer noch das unmittelbare Theater.

Wann geht Theater zu weit, wo liegen die Grenzen des Theater?

Im Theater gibt es keine Grenzen. Das ist das Besondere daran. Wenn das Geschehen auf der Bühne die Leute nicht mehr erreicht, dann ist die Grenze überschritten. Das bringt dann nichts mehr.

Wofür steht Tim Kramer in der Theaterwelt?

Eine Stärke von mir ist sicher meine Arbeit mit den Schauspielerinnen und Schauspielern. Ich versuche, sie zu fordern und ihnen zu helfen.

Sie haben sich in St.Gallen mit der Inszenierung von Tony Kushners Zweiteiler «Angels in America» im Studio vorgestellt und werden im März «Shoppen und Ficken» inszenieren – zwei moderne englischsprachige Stücke. Ist das Zufall oder Programm?

Mir gefällt an der englischsprachigen Dramatik der letzten zwanzig Jahre, dass trotz der zeitgenössischen Ausrichtung noch Geschichten erzählt werden. Selbst in einem Schockerstück wie «Shoppen und Ficken».

In Österreich haben Sie sowohl Klassiker als auch Volksstücke inszeniert. Was liegt Ihnen näher?

Ein Regisseur sollte ein Handwerk beherrschen, das ihn dazu ermächtigt, Geschichten der unterschiedlichsten Art zu erzählen und sich mit dem Stil des Stücks auseinanderzusetzen. Wir kommen langsam von der Tendenz weg, dass ein Regisseur wie Robert Wilson mit einer bestimmten Machart und den immer gleichen Bildern und Lichtdesigns durch die Städte tourt. Mich interessiert die Fähigkeit eines Ensembles, einen Stoff zu bearbeiten und zu erzählen, dass er im Moment der Theateraufführung verstanden wird. Stil ist der Tod des Theaters.

Wobei die deutschsprachige Theaterlandschaft in den letzten Jahren vom so genannten Regietheater geprägt, wenn nicht dominiert worden ist.

Es geht mir weniger um die Ästhetik. Was in den letzten zehn Jahren an neuer Theatersprache erfunden worden ist, finde ich zwar spannend. Auf der anderen Seite habe ich das Gefühl, dass in letzter Zeit die Konzentration zu sehr auf die Form gerichtet war. Ich war drei Jahre bei Claus Peymann im Ensemble und habe dort Produktionen miterlebt, die formal interessant waren. Aber die Substanz, die dahinter gesteckt hat, war oft schwach. Wenn man Aufführungen aus den sechziger Jahren sieht, an denen ein Ensemble kontinuierlich gearbeitet hat, kann man sich

über die Ästhetik aufregen, aber was die schauspielerische Arbeit anbelangt, waren es grosse Leistungen.

Das heisst, Sie gehen in St.Gallen wieder klar von Ensemblearbeit aus.

Ich glaube fest daran, dass man nur über die kontinuierliche Arbeit mit einem fixen Ensemble zu einer Qualität und Nachhaltigkeit kommt. Ich freue mich besonders darauf, dass das St.Galler Publikum über eine gewisse Dickköpfigkeit verfügt und sagt: «Wir wollen «unsere» Schauspieler sehen.» Im deutschsprachigen Raum ist sonst die Tendenz zu beobachten, dass noch schnell ein so genannter Star engagiert wird.

Bringen Sie Ihr eigenes erprobtes Ensemble mit?

Nein. Das St.Galler Ensemble ist sehr gut. Natürlich wird es einige Wechsel geben. Aber das neue Ensemble wird zu 50 Prozent aus bisherigen Leuten und 50 Prozent neuen bestehen.

Andere Bewerber für Ihre Stelle hatten mehr Inszenierungen vorzuweisen als Sie. Weshalb sind Sie der Richtige?

Die Stelle heisst Schauspielregisseur. Ich bin nicht Oberspielleiter oder Hausregisseur. Ich habe als Schauspieler bis vor drei Jahren an grossen Häusern und mittleren Bühnen gearbeitet und möchte auch in St.Gallen weiterhin spielen.

Welche Regisseure möchten Sie gerne nach St.Gallen holen?

Ich möchte noch keine Namen nennen. Im grossen Haus werden einige junge Regisseure inszenieren und in der Nebenspielstätte auch einmal ein älterer Kollege. Ich versuche, eine gute Mischung zu finden.

St.Gallen hat sich in den letzten Jahren mit aufwändigen Musicals und den Festspielen einen Namen gemacht. Auch bei den Schauspielproduktionen im grossen Haus war ein Rutsch in Richtung Entertainment zu beobachten. In welche Richtung gehen Sie?

Über das Eine – die Ensemblearbeit – haben wir schon geredet. Das Zweite ist, ich will ein Theater für die Region machen. Über welche Stoffe diskutieren die St.Gallerinnen und St.Galler? Wo kann man sie berühren, ein bisschen kitzeln oder vielleicht auch verärgern? Diese Fragen haben wir uns bei der Gestaltung des ersten Spielplans gestellt. Letztlich geht es darum, dass das Theater die Leute auch betrifft. Es ist mir wichtig, dass die Leute auch involviert werden.

Woran denken Sie? Was berührt die St.Gallerinnen und St.Galler?

Alles, was mit Sicherheitsdenken oder dem Umgang mit Finanzen zu tun hat. Diese Dinge haben wir im ersten Spielplan bedacht. Oder sogar Fussball oder vielleicht Haschisch.

Kann man die St.Galler denn besser berühren, indem man einen Theaterskandal vorprogrammiert? In dieser Spielzeit hat «Wilhelm Tell» von Samuel Schwarz zu reden gegeben.

Ich wünsche mir, dass die Aufmerksamkeit, wie sie beim Tell entstanden ist, den umgekehrten Weg geht. Dass auf der Bühne etwas passiert, worüber geredet wird. Das wäre toll. Samuel Schwarz kommt, mischt auf und fährt wieder weg. Meine Theaterarbeit hat damit wenig zu tun. Was Schwarz gemacht hat, war jedoch absolut notwendig und richtig.

Ist das grosse Haus mit den 700 Plätzen nicht zu gross für Sprechtheater?

Das stimmt. Eine grosse Schwierigkeit ist die Distanz. Die Arbeit auf der Bühne braucht eine bestimmte Qualität, damit es in der letzten Reihe so rüberkommt wie in der ersten. Die Herausforderung, dass wir ausverkauft sind, nehme ich an, schaffen wir. Vielleicht nicht bei jeder Aufführung. Wir müssen das Risiko eingehen, dass wir im grossen Haus ein oder zwei Stücke machen werden, die zunächst nicht ausverkauft sind, mit denen aber eine bestimmte Publikumsschicht angesprochen werden soll.

Das heisst, es wird nicht nur quotensichere Komödie gespielt im grossen Haus?

Erfreulicherweise steht das Haus finanziell gut da. Das Musiktheater macht auch Musicals, weil man damit eine bestimmte Publikumsschicht erreicht. Das ist gut so und wichtig. Es ist jedoch nicht die Hauptaufgabe des Schauspiels, das grosse Haus unbedingt voll zu kriegen. Unsere Hauptaufgabe ist, durch das feste Ensemble eine Identität zu schaffen und mit der Bevölkerung in den Diskurs zu kommen. Ich will ein Theater für die Region machen. Dabei will ich sowohl dem Bauch als auch dem Kopf etwas bieten. Beides ist wichtig. Ich glaube nicht, dass Brecht wirklich daran geglaubt hat, dass es im Theater nur darum gehen kann, den Kopf anzusprechen.

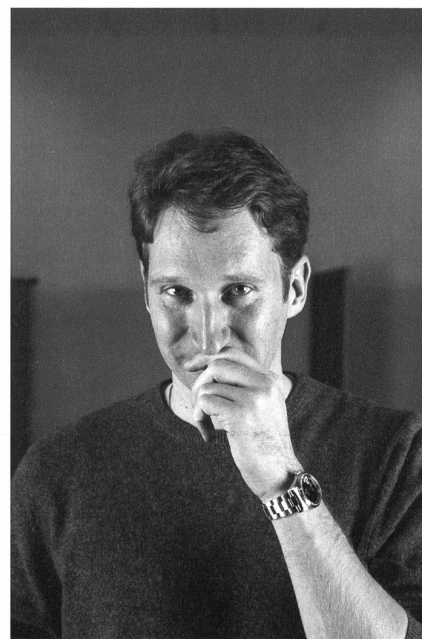
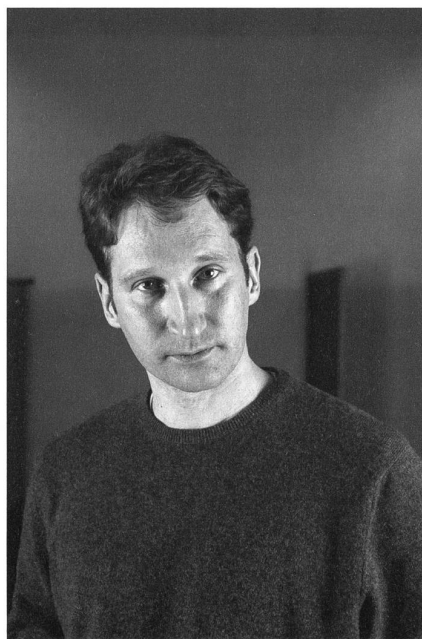
Wollen Sie den Vorteil eines Dreipartienbetriebs auch nutzen und spartenübergreifende Projekte realisieren?

Das würde ich sehr gerne machen. Aber auch hier geht es mir nicht darum, schnell eine Sache aus dem Hut zu zaubern. Es müsste inhaltlich begründet sein. In diesem Zusammenhang wird sicher die Lokremise eine Rolle spielen.

Was soll in der Lokremise gespielt werden?

Alle Ostschweizerinnen und Ostschweizer, die sich nicht mehr für Guckkastentheater interessieren, können sich darauf freuen. In der Lokremise geht es mir weniger um Stoffe als um die ästhetischen Umsetzungsmöglichkeiten, die uns die Raumsituation ermöglicht. Wir können den «Ring der Nibelungen» mit zwei Personen machen, wenn das ein spannendes Konzept ist.

Die St.Galler bewegt alles, was mit Sicherheitsdenken oder dem Umgang mit Finanzen zu tun hat. Diese Dinge haben wir im ersten Spielplan bedacht. Oder sogar Fussball oder vielleicht Haschisch.



Bekommt das Theater St.Gallen eine Experimentierbühne, die der Stadt bisher fehlt?

Ja, wobei ich mich frage, was es im Theater heutzutage noch zu experimentieren gibt. Es geht immer um die Vermittlung. Leute, die es nicht mehr interessiert, unten im Zuschauerraum zu sitzen und sich anzusehen, was dort oben auf der Bühne stattfindet, begegnen nun einer Ästhetik, die es ihnen ermöglicht, sich nochmals ganz anders mit den Stoffen auseinanderzusetzen. Ich hoffe auch, dass es zu einem Austausch zwischen dem Publikum der Lokremise und demjenigen des grossen Hauses kommt.

Dann geht es also nicht primär darum, wieder junge Leute ins Theater zu holen?

Das Kinder- und Jugendtheater funktioniert schon sehr gut. Die grosse Lücke besteht im Segment zwischen zwanzig und fünfunddreissig Jahren. Da wird uns die Lokremise bestimmt helfen. Natürlich geht es darum, die Leute fürs Theater zu interessieren. Man muss jedoch auch sagen, dass Theater eine Herausforderung für den Zuschauer ist. Ich will jene jungen Leute ansprechen, die bereit sind, mitzudenken und sich zwei Stunden lang zu konzentrieren. Diesen Anspruch will ich nicht herunterschrauben. Wir müssen in Kauf nehmen, einmal vor zehn Leuten zu spielen.

Ist St.Gallen nicht zu klein für solch urbanes Theater?

Dadurch, dass Kino, Kunst und Theater unter einem Dach sind, hoffe ich, dass der Laden brummt. Die Lokremise soll zu einem Kulturtreffpunkt werden. Unterschiedliche Publikumsschichten sollen zusammenkommen.

In Zürich, Bern, Basel oder Aarau gibt es feste Häuser für nationale und internationale freie Gruppen. Das fehlt in St.Gallen. Wäre die Lokremise nicht ein optimaler Raum für Koproduktionen und Vernetzungen?

Absolut richtig. Ein Themen-Festival ist bereits angedacht. Eines muss man jedoch sagen: Das Theater St.Gallen hat sich als produzierendes Haus positioniert. Diese Position müssen wir erst einmal halten. Dann kann man die Türen aufmachen. Ich habe diesbezüglich einige Gespräche geführt und immer wieder gehört, dass bei Festivals das Publikum gefehlt hat. Die Neugierde oder vielleicht auch das Vertrauen ist noch nicht vorhanden.

Ihr Vorgänger hat erstmals Autorentage durchgeführt, wo neue Theater Texte gelesen und prämiert worden sind. Werden Sie diese Schiene weiterführen?

Auch hier geht es darum, das zu überprüfen. Grundsätzlich finde ich das eine gute Idee. Vielleicht kann man etwas Eigenes entwickeln.

Woran denken Sie?

Es gibt die wildesten Projekte, die jedoch noch nicht spruchreif sind. Es kann sein, dass wir in der Mitte des Bodensees ein Fünfändertreffen veranstalten und dort Stücke szenisch aufzuführen werden. Es geht darum, etwas zu finden, das für St.Gallen stimmt. Mittlerweile gibt es eine Inflation von Autorenwettbewerben.

Die Tendenz, dass neue Theater Texte nur mehr im Rahmen von Lesungen präsentiert werden, hat zugenommen. Sind heutige Texte nicht mehr Bühnentauglich?

Da setzen wir auf jeden Fall an. Wir sind im Moment intensiv am Suchen. Vor einem halben Jahr habe ich das noch nicht gewusst: Es gibt im Moment eine Menge junger Schweizer Autorinnen und Autoren, die sehr gute Sachen schreiben.

Will man das auch nutzen, um einen Autoren oder eine Autorin als Hausautor eine Spielzeit ans Haus zu binden?

Das ist eine Möglichkeit. Wir müssen schauen, wie man wen anlocken kann. Einen jungen Schweizer pro Spielzeit zu bringen, wäre sehr schön.

Um nochmals auf die Frage zurückzukommen: Weshalb werden neue Theater Texte oft nur gelesen und nicht gespielt?

Es gibt dieses furchtbare Diktat der Auslastungszahlen. Auslastungszahlen allein interessieren mich nicht. Mich interessiert, wie viele Leute sich welche Produktion anschauen. Wenn man sich nur auf die Auslastungszahlen konzentriert, schaut man nur auf die Leute, die sowieso ins Theater gehen. Wir müssen aber auch versuchen, die Leute anzusprechen, die noch nicht ins Theater gehen. Dafür braucht es den Mut zu sagen: Wir machen dieses Stück, auch wenn das Haus am Anfang nicht voll ist. Wenn bei einem gewagten Stück das Haus am Ende einer Aufführungsserie voll ist, bin ich glücklich. Bis es dazu kommt, kann es auch sein, dass einmal eine Aufführung abgesagt werden muss.

Kann und will sich das Theater St.Gallen dies finanziell erlauben?

Es muss! Wobei ich natürlich ganz klar sage, dass wir das Publikum, das sich für klassische Schauspiele interessiert, nicht enttäuschen dürfen. Es wird im grossen Haus drei Produktionen geben, die auf einem sehr hohen Niveau jenem Publikum etwas bietet, das sich schon seit langen Jahren dem Schauspiel verbunden fühlt.

Wird es im Bereich Schauspiel auch wieder Uraufführungen geben? Das hat man unter der letzten Direktion ein wenig vermisst.

Natürlich. Im Grunde müssten wir mindestens eine Uraufführung pro Saison machen. Eine Schweizer Erstaufführung kommt auf jeden Fall in der nächsten Spielzeit. An einer Uraufführung arbeiten wir derzeit. Aber es kann ja auch nicht darum gehen, einfach irgend jemanden uraufzuführen.

Die Abschlussfrage: Was erwarten Sie von der ersten Spielzeit?

Ich möchte in der ersten Spielzeit ins Gespräch kommen und herausfinden, was das St.Galler Publikum interessiert. Vielleicht sage ich auch einmal: «Das sollte euch aber interessieren!» Ich bin gespannt auf die Rückmeldungen. Es geht darum, eine Kommunikation herzustellen, einerseits innerhalb des Ensembles, andererseits zwischen dem Schauspielensemble und dem Publikum.

Flori Gugger, 1984, macht zur Zeit ein Praktikum am Volkstheater in Wien und studiert Theaterwissenschaften.

ZWISCHEN DEN ERWARTUNGEN

von René Hornung

Als vor einem Jahr Josef E. Köpplinger, der Leiter des Schauspiels am Theater St.Gallen, nach nur drei Jahren ankündigte, er werde das Haus verlassen und nach Klagenfurt ziehen, war das keine Überraschung. Eher überrascht waren die Kulturbeobachter, als sie nach relativ kurzer Frist im Frühling den Nachfolger präsentiert bekamen: Tim Kramer, den Berliner und Schauspiel-Lehrer in Wien. Ihn kennen ein paar Dutzend St.Galler Theaterbesucher von seiner Inszenierung «Angels in America», einem frühen Aids-Stück. Tim Kramer verspricht dem Theaterpublikum von St.Gallen, auch künftig «Zeitgenössisches, in gewagten Formen für ein urban ausgerichtetes Publikum» zeigen zu wollen. Zuerst inszeniert er noch in dieser Saison «Shoppen und Ficken» im Studio, ein schon zehn Jahre altes, einstiges Schocker-Stück des britischen Autors Mark Ravenhill, das am 20. März Premiere haben wird.

Und was erwartet das Publikum? Ist Kramer der «kritische, nachdenkliche Kopf, der den Anschluss an die Gegenwart wieder herstellen kann», wie es Peter Surber in einem Tagblatt-Kommentar im Januar 2006 bei Bekanntwerden von Köpplingers Abgang forderte? Kramer spricht von anspruchsvollem Schauspielertheater mit einem festen Ensemble. Ob es das ist, was das St.Galler Publikum sucht? Wenn die Auslastungszahlen den Erfolg angeben, muss Tim Kramer weiterhin die Freunde des Musicals und des Populärtheaters bedienen. Vorgänger Köpplinger hat mit der «Dracularisierung» der Aufführungen («St.Galler Tagblatt») nämlich Traumaentlastungen erreicht. Die grosse Kiste «Carmina Burana» auf dem Klosterplatz im letzten Sommer hat Hunderte angelockt, die das Stadttheater wohl noch nie von innen gesehen haben. Allerdings ist klar: Solche Inszenierungen hinterlassen eine gesplattene Meinung.

«Angels in America» oder «Shoppen und Ficken» seien für Tim Kramers Programmierung nicht repräsentativ, sagt Theaterdirektor Werner Signer. Kramer sei kein Provokateur. Allzu weit wird Kramer sowieso nicht gehen können, denn alle Schweizer Theater haben in den letzten Jahren erfahren müssen, dass sie mit wagemutigen Schauspiel-Direktionen das Publikum eher vergraulen. Barbara Mundel, die das Luzerner Theater 2001 bis 2004 leitete und mit Stücken von Gastregisseuren und -regisseurinnen gesamtschweizerisch eine sehr hohe mediale Aufmerksamkeit erreichte, war mit sinkenden Besucherzahlen konfrontiert. Mundels Theater passte der Mehrheit des Luzerner Publikums nicht: zu experimentell, obszön, nihilistisch und arrogant, musste sie sich in Leserbriefen vorwerfen lassen.

Barbara Mundel war nicht die einzige, die an ihrem Anspruch scheiterte: Stefan Bachmann – 1998 nach Basel geholt – gab nach fünf Jahren auf, und Christoph Marthaler wurde in Zürich zwischen den Fronten zerrieben. Tim Kramer wird die Balance finden müssen zwischen populären Inszenierungen, die Geld bringen, und Wagemutigerem, das künftig in der Lokremise seinen Platz haben soll. Allerdings wolle man dem neuen Spielort auch nicht pauschal den Stempel «Experimentiertheater» aufdrücken, so Werner Signer. Bisher ist das «Profil» des provisorischen Lokremise-Programms diffus: Noch sieht man dort Klassiker wie «Warten auf Godot», Ballett-Inszenierungen oder das Bienen-Musical «Blutiger Honig», das Ende Februar als Schweizer Erstaufführung hier Premiere haben wird.